



Hermann Gutmann

## „Bremer Humor“

Meine sehr verehrten Damen und Herren, dieser Tage erhielt ich einen Brief von meinem Bruder. Mein Bruder ist Mitglied der MAUS (einer in der Familie reicht). Er ist fröhlich verheiratet im spanischen Baskenland und erinnerte mich an eine Anekdote aus dem Pyrenäenbuch von Kurt Tucholsky.

Ein Graf rühmte vor einem Basken das Alter seines Namens, seines Adels, seiner Familie, rühmte, von welch bedeutenden Männern er abstammte. Der Baske, statt in Ehrfurcht zu erstarren, erwiderte: „Wir Basken, Herr Graf, wir stammen überhaupt nicht ab.“

Ich möchte hier nicht die Frage aufwerfen, ob die Basken mit dieser Einstellung ideale Genealogen wären. Die Bremer jedenfalls sind das genaue Gegenteil von ihnen.

Fragen Sie einen Bremer nach einem ausgiebigen Besuch des Ratskellers, was er von der Genealogie hält. Dann wird er erst mal fragen: „Was ist das denn?“ Und wenn sie ihn dann an die Bremer MAUS erinnern, dann wird er wissen, um was es sich handelt, und er wird Ihnen erzählen, dass die Bremer eigentlich die Vorfahren der Menschheit seien, ja. Dass sogar die Neandertaler eine bremische Geschichte haben.

Dazu müssen Sie wissen, dass ein Prediger namens Joachim Neander, der 1650 in Bremen geboren wurde und viele Kirchenlieder geschrieben hat, eine kurze Zeit in Düsseldorf an der Lateinschule wirkte und bei der Gelegenheit ein Tal entdeckte, das nach ihm benannt wurde. In diesem Neandertal wurden im 19. Jahrhundert die Reste von Urmenschen gefunden, die Reste des Neandertalers. Woran Sie erkennen können, dass zumindest das Motto Ihres 54. Deutschen Genealogentages „Über Bremen in die Welt“ eine tiefe Bedeutung hat.

Oder denken Sie an das Jahr 449. Damals wanderten von Bremen, das noch gar nicht entdeckt war, Sachsen nach England aus. Sie vereinigten sich dort mit den aus Schleswig-Holstein stammenden Angeln, gründeten den Kulturkreis und führten den Sächsischen Genitiv ein, aus dem sich, wie Sie wissen, wenn Sie irgendwann einmal in England gewesen sind, die englische Küche und der entsprechende Humor entwickelt haben müssen. Anders kann man sich das gar nicht erklären.

Die offizielle Geschichte der Stadt Bremen beginnt im Jahre 782 – und zwar mit einem Todesfall. Damals schlossen sich die Bremer dem Aufstand der Sachsen gegen den Franzosenkönig Karl an. Sie verscheuchten die christlichen Missionare, die sich hier uneingeladen eingeschlichen hatten, und dabei passierte es, dass einer der Missionare nicht schnell genug war und so unglücklich in die Streitäxte der Bremer

hineinlief, dass er mit dem Tode abging, was den Bremern natürlich sehr peinlich war. Seitdem nähern sie sich – bis zum heutigen Tag – ihren Gästen stets ohne Streitäxte.

Einer der Missionare, der Chefmissionar sozusagen, war Willehad, der natürlich als Erster die Kurve gekratzt hat, wie das ja bei Chefs so üblich ist. Und nach einiger Zeit kam er im Schutze der fränkischen Soldaten wieder. Karl der Große beförderte ihn zum Bischof, und Willehad hatte nichts Besseres zu tun, als den Bremern ein gottgefälliges Dasein vorzuleben. Er mied Wein und Bier, trank nur Wasser und aß Brot, Honig, Gemüse und Obst. Fleisch lehnte er zum Entsetzen der Bremer ab.

Nun wäre das ja kein Beinbruch gewesen, wenn er diese Art zu leben für sich behalten hätte. Mein Gott, die Bremer sind tolerant. Sie zwingen keinen, Fleisch zu essen und sich einen anzutüdeln. Aber nein, Willehad verlangte von den Bremern, dass sie seine Lebensweise kopierten.

Die Bremer mussten sich wohl oder übel in der Öffentlichkeit gottgefällig benehmen, wie Willehad das verstand. Dafür aber langten sie zu Hause kräftig zu.

Ein altes Sprichwort aus Hansetagen sagt: „Die Hamburger, die ja zur Zeit Willehads noch gar nicht auf der Welt waren, essen über ihre Verhältnisse. Die Lübecker trinken über ihre Verhältnisse. Die Bremer wohnen über ihre Verhältnisse.“

Die Bremer, denen Willehad noch immer im Nacken sitzt, sind am liebsten zu Hause. Sie haben bis auf den heutigen Tag eine große Scheu davor, nach 18 Uhr ihr Haus zu verlassen. Sie erkennen das an unserer Innenstadt, die abends wie ausgestorben wirkt. Gelegentlich trifft man einen Bremer, der einen anderen Bremer besucht – dieses aber mit größtem Widerwillen und weil er schon vor vierzehn Tagen zugesagt hat und ihn nur keine Ausrede eingefallen ist. Spontane Besuche sind in Bremen nicht üblich.

Einer der Nachfolger Willehads war der Erzbischof Ansgar, der als Apostel des Nordens in die Kirchengeschichte eingegangen ist. Er lebte ebenfalls sehr einfach, und obwohl er ein gebürtiger Franzose war, ging er dem Wein aus dem Wege. Als älterer Herr allerdings gönnte er sich gelegentlich einen Schluck Wein. Mit der Zeit konnte er nicht mehr so viel ab. Er mischte den Wein mit Wasser. Auf diese Weise hat er die Schorle erfunden und ist heilig gesprochen worden.

Ein großer Erzbischof war Adalbert, befreundet mit dem Kaiser und immer gut zu Wege. Wissen Sie, das war der, der im 11. Jahrhundert als erster Politiker – freilich nicht als letzter – die Wirtschaft unserer Stadt ruiniert hat. Als Adalbert älter wurde, beschäftigte er zwei Hausärzte in Goslar, die ihm die ärztliche Kunst in ihrer klassischen und bis heute bestehenden Form eindrucksvoll demonstrierten.

Der eine Hausarzt stammte aus Neapel und sagte Adalbert einen baldigen Tod voraus. Der andere, ein gewisser Doktor Nothebald, sprach von einem demnächst zu erwartenden Ende der Krankheit. Beide behielten recht. Adalbert war vierzehn Tage später tot.

Einer seiner Nachfolger, der im 14. Jahrhundert regierte, war der Erzbischof Albert II., der sich dadurch unbeliebt gemacht hatte, dass er den hölzernen Roland abbrennen ließ, um die Macht der Kirche zu demonstrieren. Zur Strafe kolportierten die Bremer das Gerücht, Albert sei ein Zwitter.

Nun ist das aus evangelischer Sicht für einen katholischen Geistlichen gar nichts Schlimmes. Aber die damaligen Bremer sahen das aus katholischer Sicht, weil es die Evangelen noch gar nicht gab.

Albert musste in einer Badestube bei Dämmerlicht dem versammelten Rat im Adamskostüm seine Männlichkeit offenlegen. Daraufhin meinten die Ratsherren, dass er genug Männlichkeit besitze.

Die Hamburger, die sich den Erzbischof mit den Bremern teilten, waren allerdings misstrauisch. Sie kannten bremische Größenverhältnisse und ließen Albert zur Besichtigung auch nach Hamburg kommen. Albert gab Ihnen ein großes Essen – und die Hamburger waren zufrieden.

Da ich nun gerade bei den Hamburgern bin, möchte ich Ihnen etwas erzählen, was aber unter uns bleiben sollte. Die Bremer waren im Mittelalter wegen ihres guten Bieres weltbekannt, was den Hamburgern natürlich ein Dorn im Auge war. Sie fingen auch an, Bier zu brauen, das aber nichts taugte. Darum verkauften sie es zunächst als Bremer Bier, so dass – wie sie sich denken können – das Bremer Bier einen schlechten Ruf bekam. Und weil auch der Dümme, wenn er lange genug übt, irgendwann etwas Gescheites zustande bringt, wurde das Hamburger Bier immer besser, und so haben uns die Hamburger für eine Weile vom Markt gedrängt.

Als zum Beispiel Melanchthon, der große Reformator, auf dem Sterbebett lag, verlangte er eine Biersuppe aus Hamburger Bier. Er bekam sie und ist dann tatsächlich auch gestorben.

So, meine Damen und Herren, ich muss jetzt langsam zum Schluss kommen, denn meine Zeit ist um. Ich möchte sie nur noch daran erinnern, dass Bremen im 19. und 20. Jahrhundert einer der größten europäischen Auswandererhäfen war, weswegen viele Genealogen in Bremen und Bremerhaven in Passagierlisten nach Familienangehörigen suchen, die sie irgendwo in Amerika vermuten. Manch einer von diesen Auswanderern ist in Bremen hängen geblieben.

Nehmen Sie zum Beispiel mich. In Hannover lebte im 19. Jahrhundert der Kunstgärtner Stern, der zusammen mit seiner Frau nach Rio de Janeiro auswanderte. Seine Tochter aber, die gern mitgekommen wäre, ließ er aus irgendwelchen Gründen zurück. Sie diente als Kochfrau bei einem Kaufmann und hatte nun das für sie zweifelhafte Vergnügen, ihre Eltern ans Schiff zu bringen und hinter ihnen her zu winken.

Die Tochter, die Sophie hieß, heulte in ihr kariertes Taschentuch. Doch dann gab sie sich einen Ruck, knüllte das Tuch zusammen und kehrte an ihren Arbeitsplatz in der Küche des Kaufmannshauses zurück. Dort briet sie sich eine große Pfanne mit Bratkartoffeln. Nachdem sie die gegessen hatte, war ihr wohler.

Ein paar Jahre später heiratete Sophie einen abgebrochenen Theologiestudenten und Schlosser. Sie wurde die Mutter meiner Großmutter, die Großmutter meiner Mutter und infolgedessen meine Urgroßmutter.

Und nun denken Sie mal, was passiert wäre, wenn mein Urgroßvater seine Tochter Sophie mit nach Rio genommen hätte. Ich wäre wohl nicht da, jedenfalls nicht in der vorliegenden Form. Abgesehen von meinem unstillbaren Appetit auf Bratkartoffeln.

Aber bitte, ich bin nicht hier, um ihnen einen Fachvortrag zu halten über Auswandererschicksale. Fachvorträge sind erst morgen dran.